

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 45

Artikel: General Lentulus [Fortsetzung]
Autor: Volmar, F.A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648825>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

General Lentulus

Feldherr Friedrich des Grossen. Ein Pionier bernischer und schweizerischer Wehrhaftigkeit. Von F. A. Volmar.

3

Die Artillerie hat gute, verständige Leute, — aber es genügt bei den neuen Kriegsmethoden nicht, «eine etablierte Vestungs-Artillerie zu haben, sondern es ist auch höchst nöthig», über eine bewegliche reitende Feldartillerie zu verfügen. — Lentulus hat denn auch das Verdienst, bei uns sowohl den Karabiner wie die reitende Artillerie eingeführt zu haben.

In einem Schlusskapitel empfiehlt er eine gründliche Reorganisation des Kriegsrates und schlägt dringend sechs Departements vor: Infanterie, Kavallerie, Artillerie, Proviandwesen, Fuhrwesen und General-Quartiermeister, Kriegs-Cassa.

Bei aller geziemenden Höflichkeit und sympathischen Bescheidenheit nimmt er kein Blatt vor den Mund:

«Denn ich muß leider! aufrichtig bekennen, daß Wir in allen Stücken, besonders aber im Militari wenigstens ein halbes Jahrhundert gegen alle andern Europäischen Nationen zurück sind. Die Methode der Politic und des Militarism ist sich nicht mehr ähnlich, es ist nicht mehr die Zeit, da man mit Kolben und Schlacht-Schwertern versehen, den Feind aus dem Land jagte, und den Herzog von Burgund, vor dessen Macht Frankreich bebte, durch Bravoure allein zu Grund richtete. Dieses ist nicht mehr genug, es wird nunmehr eine genaue Kenntnis des Kriegswesens, der Tactic, der Artillerie und vieler anderer Sachen verlangt. Eine von den nöthigsten Sachen ist die Kenntnis des Landes, und auch hier sind wir weit zurück, denn ich habe mit Erstaunen erfahren, daß auch die nahe um die Stadt gelegenen Dörfer den meisten unbekannt waren, die ich darum befragte. Man muß also eine genaue und ungemein detaillierte Charte des Landes aufnehmen lassen . . . *). Diese genaue Kenntnis des Lands ist ohnehin die Seele eines wohlgeleiteten Lands und Staats und kann zu Tausend und anderen Sachen nützlich seyn . . .»

Diese Bemerkungen lassen den damaligen Offiziersstand in nicht gerade günstigem Licht erscheinen. Noch deutlicher wird Lentulus, wenn er schreibt, er sehe es als einen grossen Fehler an, «daß die hiesige Jugend, aus denen man größtenteils die Hauptleute zu ziehen pflegt, keine Begriffe vom Militarischen haben, sondern nur befehlen aber nicht gehorchen können . . . Die hiesige blühende Jugend, vorzüglich aus den angesehensten Geschlechtern», sollte Offiziersdienste tun und den Revuen und Trümmern ihrer Kompagnien beiwohnen. «Es soll sich niemand

schämen, dem Vaterland, auf was Art und Weis es sey, zu dienen und des Hohen Standes Montur zu tragen. Dieses geschieht zu Zürich mit gutem Nutzen und ohne daß sich jemand darüber beschwäre. Sollte aber die hiesige Jugend sich dessen schämen, so müßte man sie dazu unter der Bedrohung, daß die Widerständigen in den Großen Rath nicht sollen befördert werden, anhalten.»

* * *

Sie zog es eben vielfach vor, einige Jahre in fremden Kriegsdiensten zu verbringen, was in besonderen Fällen für die eigene Armee von Nutzen sein konnte und auch zum guten Ton gehörte, schliesslich aber von kritischen Zeitgenossen als Unfug bezeichnet wurde. Dass sie der manchmal etwas muffigen Atmosphäre des mitunter allzu sittenstrengen und in pädagogischer und humanistischer Hinsicht lange rückständigen Berns für einige Zeit zu entrinnen trachtete, war ihr zwar kaum zu verargen; ein Kenner Berns im 18. Jahrhundert, Ed. v. Rodt, findet es «auffallend, wie in jener Zeit viele junge Leute zu Hause ausreissen und in der Fremde Erwerb suchten, um der elterlichen Strenge zu entgehen». Es waren darunter sicher nicht die schlechtesten Kräfte.

Wie aber verbrachte man denn in Bern seine jungen Tage? Ein Brief des 22jährigen K. V. v. Bonstetten, im selben Jahr geschrieben, da Lentulus sein Gutachten verfasste (1767), gibt uns darüber einigermaßen Aufschluss, wenn auch unvollständig und einseitig: «Man treibt hier, was man alle Tage treibt. Man schläft, man früstücket, man gähnt, man schleppt sich so den Tag durch, man verdaut und ißt wieder, um sich darauf anzuziehen und in den Arkaden her-



Monrepos (Gartenseite).

*) Noch gegen Ende des 18. Jahrhunderts urteilte der mit trigonometrischen Messungen beschäftigte Mathematik- und Physik-Professor Tralles in Bern: „Es sieht wohl schwerlich mit den Karten irgend eines Landes schlechter aus, als mit denen von der Schweiz . . .“ Dank General Dufour und Oberst Siegfried ist es dann freilich anders geworden, und heute zeigt die Schweiz auf diesem Gebiet Spitzenleistungen, die an vielen internationalen Ausstellungen mit ersten Preisen ausgezeichnet worden sind.

umzubummeln, wo man sich im Stillen selbst sagt: Ich bin doch sehr liebenswürdig und geistreich, denn die Buchstaben meines Namens sind in einer Weise

zusammengesetzt, die mich in Stand setzt, regieren zu können und die Leuchte von 200.000 Untertanen zu sein.' Dann läuft man einer hübschen Taille nach, die prächtig in ein Pelzmäntelchen gehüllt ist, rennt in eine Gesellschaft, wo um ein Dutzend Turteltäubchen herumgeschwärmt wird, stellt sich in eine Position, als ob man etwas recht Gescheidtes sagen wollte, und bringt mit großer Anstrengung eine Dummheit hervor. Hierauf kommt das Abendessen, und da das eigene geistige Kapital durch die vorgängige Unterhaltung ganz aufgezehrt ist, unterhält man sich mit kleinen Stücken bemalter Cartons. Darauf wird gelacht, gegähnt, zu Nacht gegessen, und dann geht man zu Bette mit der innerlichen Befriedigung, sehr liebenswürdig gewesen zu sein.»

Bonstetten, der nachmalige weitgereiste und von vielen berühmten Zeitgenossen als geistreicher und liebenswürdiger Mensch sehr geschätzte philosophische Schriftsteller, war wohl verbittert von diesem Bern, «wo man alle hohen Gedanken wie beißende Fliegen wegscheuchte». Wir besitzen indessen noch andere zeitgenössische Aeusserungen über eine bedenkliche dünnköpfige Gleichgültigkeit, einen satten, bald fröhlichen, bald mürrischen Schlendrian — nicht zuletzt auch das Beispiel Albrecht v. Hallers, der sich lange genug in seiner Vaterstadt dummdreist ignoriert sah; er nahm es in seiner unbeirrbarsten Liebe zur Heimat ohne Verbitterung hin und schrieb später einmal in philosophischer Gelassenheit an einen Freund: «Man muß seinem Vaterlande vieles verzeihen». Es gab zwar um die Jahrhundertmitte in Bern den «Hofstaat» der berühmten Wieland- und Rousseau-Freundin Julie Bondeli, eine auch von Gesandtschaftssekretären und prominenten Fremden auf der Durchreise gerne aufgesuchte zwanglose, wenn auch ziemlich exklusive literarisch-musikalische Societät junger Gelehrter und gebildeter Damen, in der man sich, wie in andern «mehr oder minder gebildeten Cotteerien», Zirkeln oder Abendgesellschaften, gelegentlich auch mit Charaden, Blindkuh, Pfänder- und dergl. rokokotten Gesellschaftsspielen vergnügte. Aber es gehörten diesem philosophisch-schöngeistigen Kreis verhältnismässig nur wenige dieser jungen Patrizier an — vortreffliche Männer allerdings, die z. T. bereits in Amt und Würden standen (vielleicht auch Mitglieder der kurzlebigen Patriotischen Gesellschaft oder der von der Obrigkeit gar nicht gerne gesehenen Helvetischen Gesellschaft waren) und wie andere Einzelgänger als geheime Träger eines inoffiziell-geistigen Berns gelten konnten.

Immerhin wurde auf Anregung des gelehrten italienischen Emigranten de Felice in jenen Jahren in Bern eine «Typographische Gesellschaft» für bibliophile Drucke gegründet, und es wurden von ihr auch zwei literarische Zeitschriften, in lateinischer und in italienischer Sprache, mit Mitarbeitern in England, Holland, Frankreich und Italien herausgegeben. Und was sie heute noch nicht hat, die schöne Bundes-

hauptstadt mit ihren Kaffee- und Küchliwirtschaften, Hähnelstuben und Plättlibeizen, Bierhäusern und Weinstuben, Tea-Rooms und Grill-Rooms, Bars und Milchstübli, Kinos und Dancings — dessen rühmte sich das Bern des 18. Jahrhunderts vor Basel und Zürich: Dieser junge italienische Gelehrte gab nämlich auch die Idee zur Gründung eines Neujahr 1760 an der Kramgasse (Nr. 24) eröffneten und von ihm selbst betreuten intimen «Café littéraire» mit einer kleinen Bibliothek und mit mehr als 20 aufliegenden Zeitungen und Zeitschriften.

Gewiß wird auch hier mancher vornehme junge Bummelr sich nur aus Neugier und modischem Brauch eingefunden haben, um etwa im neuesten «Bändgen» Voltaire oder Friedrich des Grossen, in Wielands «Abenteuer des Don Sylvio von Rosalva», in Rousseaus «Nouvelle Heloise» oder gar in einem dem visitierenden Bücherzensor entgangenen Exemplar des «Emile» oder des «Contrat social» zu schmökern. Und gar zu gerne hätte man bei Gelegenheit auch mal einen Blick getan in Voltaires «Dictionnaire philosophique portatif», der in Bern und Lausanne durch den Scharfrichter verbrannt worden war . . . Ja, man hatte noch Zeit! Kaum fassbar für eine gewisse turbulente Geschäftigkeit und die entsprechend laute Vergnügungsart einer technisch mürbe gehetzten, Keimdrüsen- und andere Stärkungsmittel handelnden Gegenwart hört sich folgende in der Tat sehr selbstbewusste Stelle aus einer «Charakteristik der Berner» in einer 1794 in Bern erschienenen «Beschreibung der Stadt und Republik Bern» an:

«Der junge Zürcher, Basler etc. von gutem Hause wird häufig zu ansehnlichen Kaufleuten in die Fremde geschickt, wo er zwar wie ein anständiger Gast behandelt wird, aber wo er zugleich Handelsgeschäfte treiben muß. Der junge Berner reist als ein Herr von Stande, oder bringt, um seine Erziehung zu enden, ein paar Jahre in einem Bernerregimente in fremden Diensten zu. Der junge Schweizer aus einem handelnden Orte tritt, wenn er wieder nach Hause kommt, in die Geschäfte; der junge Berner ist ohne alle bestimmte Geschäfte, wenn er nicht etwa in einer Kammer angestellt wird; und widmet also seine Zeit dem gesellschaftlichen Leben, den Schönen seines Ortes, und dem Studium geselliger Verfeinerung. Alles dies bringt den Ton von Bern dem Ton der großen Städte im übrigen Europa näher, als in irgend einer deutschen Schweizerstadt.»

In einem andern Kapitel heisst es dann allerdings — fünf Minuten vor zwölf Uhr! —: «Wie, wenn ein unerweichliches Gesetz alle diejenigen, welche sich dereinst um Stellen in der Regierung bewerben wollten, nöthigte, vorher ihre Studien ordentlich zu vollenden und sich zur Führung eines jeden Amtes in der Republik gehörig vorzubereiten?»

Während heute ein mitunter komische Formen annehmender kommerzialisierter Bildungsfimmel tobt, nicht selten einer Rekordhascherei auch in der sogen.

Erziehung und Ausbildung gefrönt wird, und die Jugend beiderlei Geschlechts in den Jahren der Entwicklung sich da und dort einer oft unsinnigen, zu seelischer und geistiger Verödung führenden Pensumhüffelei unterziehen muss — kümmerte man sich im Bern des 18. Jahrhunderts — das sich immerhin durch grossartige Bauten und Anlagen auszeichnet — offiziell und fast allgemein auch privat herzlich wenig um die Wissenschaften; ja, man sei ihnen höheren Orts mit Geringschätzung und Verachtung begegnet. — Nie habe vielleicht ein vollkommenerer aristokratischer Staat existiert als der bernische, schreibt der Göttinger Professor Meiners in seinen 1782 und 1788 verfassten «Briefen über die Schweiz»; Bern sei «die niedlichste und reinlichste Stadt», die er kenne, so viele schöne öffentliche Gebäude und so gut unterhaltene prächtige Promenaden hat er in manchen bedeutend grösseren Städten nicht gesehen*) — aber nirgends vermisst er «die Weisheit der bernischen Regierung so sehr, als in dem gänzlichen Mangel öffentlicher Anstalten und Gesetze für die Ausbildung der vornehmen Jugend»; man müsse leider feststellen, dass diese Regierung, «die sonst so vieles zum Wohle der Bürger und Unterthanen thut, für die Aufmunterung der Wissenschaften nur wenig beträchtliches geleistet hat».

Die Gnädigen Herren von Bern unterhielten vorbildliche Strassen, führten Flusskorrekturen durch, bauten Brücken, Kornhäuser und Spitäler, sorgten für Waisen, Arme und Kriminelle, mehrten den Staatschatz — aber sie wollten nichts wissen von diesen neuen aufklärerischen Tendenzen, sie duldeten keinen Widerspruch und hatten den edlen demokratischen Verschwörer Henzi samt Fueter und Wernier kurzerhand enthaupten lassen, sie versagten dem kranken, gehetzten Rousseau ein Asyl auf der Petersinsel, verhielten sich fast allem Gedruckten gegenüber misstrauisch und ablehnend, betrachteten die meisten literarischen Neuerscheinungen als schädlich und gefährlich und sorgten daher auch für Handhabung einer immer strengeren Zensur.

Es wäre indessen ungerecht, wollten wir hier nicht auch wenigstens in zwei Beispielen jener edlen Kräfte gedenken, die im Bern des 18. Jahrhunderts sich um eine vernünftige Erziehung der patrizischen und bürgerlichen Jugend mühten. Zwei Jahre vor dem Besuch des Generals Lentulus in Bern war daselbst eine anonyme (vom Stadtbibliothekar Sinner von Ballaigues verfasste) Broschüre erschienen (Essay sur l'éducation publique», 1765), eine scharfe, kluge Kritik des verknöcherten, verrosteten Schulwesens und seiner grotesken Unterrichtsmethoden, die in vielen

Dingen lebhaft an eine letztes Jahr erschienene Schrift des Berners Hans Rhyn denken lässt: «Leistet die Schule, was man von ihr verlangen muss?» Der Verfasser wandte sich darin gegen das Abwürgen lebendiger Talente durch jahrelanges Einpauken toter Sprachen, gegen die Ueberlastung der Schüler mit grammatikalischem Plunder und unvernünftigem Katechismus-Drill, gegen die Vernachlässigung der Muttersprache, er macht auf die moralischen Gefahren eines lebensfremden Systems aufmerksam, fordert wenigstens zwei Stunden täglich für die körperliche Ertüchtigung, schlägt gemeinsame Spaziergänge und Spiele vor. «Da sollten sich alle als Glieder einer Familie fühlen, den Geist ächt republikanischer Gleichheit pflegen und sich für ihr künftiges Leben in inniger und aufopfernder Freundschaft verbinden.»

Da aber ein reaktionärer Schulrat wesentliche Reformen unterdrückte und eine verkehrte Unterrichtsmethode immer noch einen förmlichen Abscheu gegen das Studium verursachte, erschien dann 1770 abermals eine anonyme Broschüre («Projet de Souscription en faveur d'un Séminaire pour l'Education de la Jeunesse.»); ihr Verfasser war der vermutlich von Professor Fellenberg inspirierte Joh. Bernh. v. Muralt. Er betonte die Notwendigkeit einer sorgfältigen Charakterbildung, damit jene, die dereinst Landvögte, Richter und Mitglieder der Behörden werden, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden vermögen. Es sollen Gerechtigkeitsgefühl, Edelmut, Grossherzigkeit, Versöhnlichkeit und Leutseligkeit, es soll der Sinn für das Gute und Schöne gepflegt werden. Er setzt auf sein Programm auch heimatkundlichen und staatsbürgerlichen Unterricht; eine wichtige Rolle spielt der täglich erteilte Geschichtsunterricht, besondere Aufmerksamkeit soll der neuen Geschichte geschenkt werden und zwar nicht nur der politischen, sondern auch der Kultur- und Religionsgeschichte. Ein lebendig unterrichtetes Latein soll in den Geist des Altertums einführen. Auch die Beredsamkeit soll gepflegt werden. Für jeden Tag ist eine Zeichenstunde vorgesehen. Fechten und Tanzen sind ebenfalls Unterrichtsfächer. Die 1770 mit einem Dutzend Schüler eröffnete Schule konnte sich neun Jahre halten; ihre Ideen lebten dann z. T. im später gegründeten «Politischen Institut» sowie in der sogen. «Kunstschule» weiter.

* * *

Auch diese in wiederholten Anläufen unternommenen und z. T. gescheiterten Reformbestrebungen beweisen uns, dass des Generals v. Lentulus Bemerkungen über eine gewisse Gleichgültigkeit und Rückständigkeit leider nur zu berechtigt waren. Er empfahl rasche Behandlung seiner Vorschläge und machte sich erbötig, allfällige Einwürfe zu widerlegen und mit Rat und Tat weiter an die Hand zu gehen. (Er hat denn auch im folgenden Jahr noch ein Projekt vorgelegt, «wie die Vestung Aarburg in einen haltbaren Vertheidigungs-Stand könnte gesetzt werden».)

*) Und auffallend sei die grosse Zahl der schönen Mädchen und Frauen. „Die Bernerinnen haben nicht bloss eine blühende Farbe sondern auch oft eine ganz untadeliche Bildung“ von gesunder „Fülle und Ründung“. Bedauerlich sei allerdings, dass sie (im Gegensatz zu den Zürcherinnen) „die frische blühende Farbe, welche die Natur ihnen schenkte, durch elende Sudeleyen“ verderben, „wodurch die welken blassgelben Pariserinnen die ihnen versagten Rosen zu erkünsteln suchen“!

Der Kriegsrat beeilte sich seine «vollkommene Dankbarkeit für die gehabten Bemühungen aufs kräftigste zu bezeugen». «Die uns heute übergebenen Memoires zur Verbesserung unsers Militaris enthalten so viel neue, so viel wichtige, so viel aller Aufmerksamkeit würdige Sachen, daß Wir uns also bald entschlossen, dieselben unseren Gnädigen Herren und Oberen vorzutragen, um dero hohen Willen darüber zu vernehmen.»

Nach Beendigung des Camps auf dem Kirchenfeld wurde Lentulus in Anbetracht seiner grossen Verdienste zum Generallieutenant der bernischen Kriegsvölker ernannt. Da er sich eine Entlohnung verboten hatte, wollte man sich doch erkenntlich zeigen: man übergab ihm die pergamentene Ernennungsurkunde mit grossem Standessiegel in einer silbernen Schachtel; ferner ordnete der Kleine Rat an, dass ihm «eine Medaille von einhundert Ducaten samt einer Kette, so in dem Gewölb liegen soll, und 15 Onces 18 D (Deuniers; Gesamtgewicht ca. 700 gr.) wägen thut, und dem Bericht nach lang genug seyn soll, um vom Hals auf die Brust zu hängen, zu einem anständigen Geschenk durch MGH. Zeugherr von Dießbach überreicht werden solle.»

Gerührt dankt Lentulus für diese Geschenke, die der Zeugherr v. Diessbach ihm «mit der ihm eigenen so verbindlichen Weise eingehändigt». Er verspricht, seine Kinder zu opferfreudigen Schweizern und ihrem Vaterlande nützlichen Menschen zu erziehen und gelobt, im Notfall auch selbst seine vaterländischen Pflichten zu erfüllen. «Mein Gut und Blut gehören mir von nun an nit mehr, sondern dem Vaterland, diesem werde ich es aufopfern, diesem will ich mit Rath und That als ein getreuer Bürger beystehen, sobald es nur immer verlangt wird.»

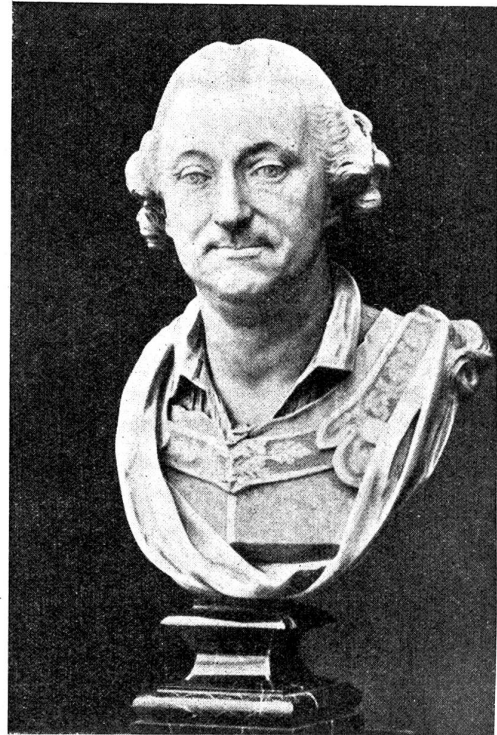
Man ehrte ihn — aber ebenso lieb wäre ihm wohl die restlose Verwirklichung seiner Reformvorschläge gewesen.

Der Urlaub ist abgelaufen; noch im selben Jahr wieder nach Potsdam zurückgekehrt, wird Lentulus anlässlich eines Truppenzusammenzuges in Schlesien zum Generalleutnant der preussischen Kavallerie ernannt. Im Auftrag des Königs empfängt und begleitet er an der Spitze eines prächtigen Gefolges den Prinzen von Oranien, der nach Berlin reist, um sich mit einer Nichte Friedrich des Grossen zu vermählen.

GOUVERNEUR VON NEUCHATEL.

Jean-Antoine Houdon (1741—1828) war der berühmteste Portraitbildner seiner Zeit. Voltaire, Rousseau, Diderot, Buffon, Mirabeau, Benjamin Franklin, Gluck, der junge Mozart, Katharina II., Ludwig XVI., La Fayette, verschiedene Genfer Patrizier und auch Lentulus liessen sich von ihm portraitieren. Noch heute bewundern wir diese Meisterwerke, die Lebendigkeit und Unmittelbarkeit des Ausdrucks. Selbst die halbverblichene Photographie der heute ver-

schwundenen Houdon'schen Büste des Generals Lentulus lässt erkennen: Das war nicht nur ein kühner, entschlossener Haudegen, das war auch ein Diplomat,



Rupertus Scipio v. Lentulus.
Eine spurlos verschwundene Büste des berühmten französischen Bildhauers J. A. Houdon (1741—1828).

ein Mann von Geist, der ein Stück der graziösen, durchgeistigt-lebensfrohen Kultur des achtzehnten Jahrhunderts verkörpert. Ein kluges, männliches Gesicht, dessen Züge von schlaudem Wirklichkeitssinn und erprobtem Selbstbewusstsein, von einem erfahrenen Wissen um Menschen und Dinge, aber auch von Phantasie, Wohlwollen und Güte, von Witz und Skeptizismus reden und die geadelt sind sowohl von vornehmer Tradition wie von einer in den Dienst einer grossen Sache gestellten elementar-gesunden, bald heiter-gelassenen, bald stürmischen Kraft des Körpers und des Geistes.

«Ein großer, schöner Mann», notiert sich 1768 der Pfarrherr von Neuenstadt, «von stolzem, selbstbewusstem Gehaben, einem hoheitsvollen Wesen, das er aber mit bezauberndster Liebenswürdigkeit zu verbinden weiß.»

Lentulus weilt nämlich schon wieder in der Schweiz — diesmal als energischer Bevollmächtigter König Friedrichs. Im Neuenburgischen, seit 1707 preussisches Fürstentum, ist es infolge des von Friedrich II. eingeführten drückenden Steuerpacht-systems — das ihm nach langen Kriegsjahren sehr benötigte neue Einkünfte verschaffen soll — zu einer preussenfeindlichen Stimmung gekommen; man sympathisiert mit Versailles und korrespondiert bereits mit dem französischen Gesandten in Solothurn. Es haben sich Un-

ruhen ereignet, und es ist ein Attentat geschehen. Auf Ersuchen Friedrichs II. an die im Streitfall vermittelnden Kantone und auf die Vorstellungen des Generals Lentulus bei den Gnädigen Herren von Bern, die bisherigen Beweise freundschaftlichen Wohlwollens, der Mässigung und der Geduld des Königs nicht misszuverstehen und durch Verschleppung der Intervention etwa Massnahmen zu bewirken, die unangenehme Folgen haben könnten, sind bernische, freiburgische, luzernische und solothurnische Truppen in Neuenburg einmarschiert, und nun erwartet man Lentulus, den neuen Gouverneur.

Entrüstet über das von den Behörden geduldete Verbrechen, hatte er bereits von Bern aus präzise Anordnungen getroffen; die verlangte «exemplarische Bestrafung» der Schuldigen — denen man Zeit zur Flucht gelassen hatte — war indessen an ihren Bildern vollzogen worden. Des Generals von Lentulus Einzug aber wird ein Fest, eine Idylle: die auserlesene Mannschaft der Neuenburger in Helm und Harnisch zu Pferd, zweihundert Offiziere ebenfalls zu Pferd, ein blumengeschmückter Triumphbogen — und zwölf hübsche, als Schäferinnen verkleidete Neuenburger Patrizierinnen streuen Blumen auf den Weg des Generals, der in einen Garten führt, wo ihm eine junge Schönheit in Hirtentracht einen Blumenstrauss und ein Gedicht reicht, dessen letzte Strophe lautet:

De simples fleurs, charmant guerrier,
Que vous présente une bergère,
Peuvent espérer de vous plaire:
Mars joignit le myrte aux lauriers.

Und der galante alte Krieger gibt zur Antwort, dass er den Degen mit dem Schäferstock vertauschen werde; ja, einige Tage darauf schickt er der jungen Dame Blumen, einen prächtigen Fächer und ein Gedicht, in dessen letzter Strophe er bekennt:

Recevez aimable bergère
Ce présent d'un guerrier
Qui préfère aux Lauriers
Le plaisir de Vous plaire.

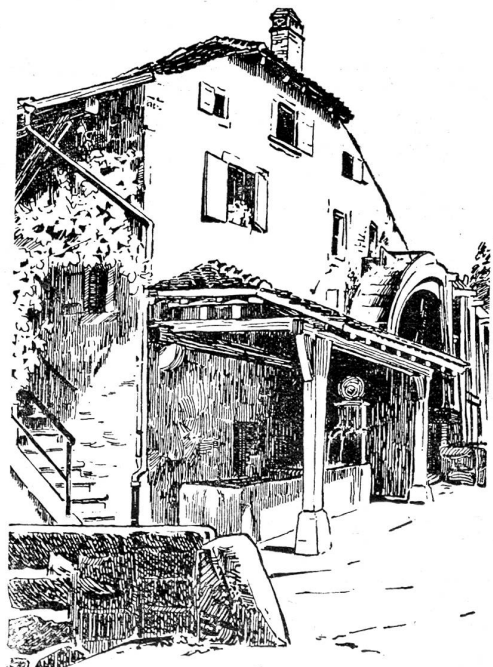
Eine junge, intelligente Neuenburgerin, Françoise de Marval, rühmt in einem Brief an ihren Bruder die vornehme Erscheinung, die prächtige Haltung des in den fünfziger Jahren stehenden Generals; dieser markante Kopf, diese schönen Gesichtszüge, in denen etwas Weiches und Edles liegt, gefallen ihr. Rasch gewinnt er sich die Sympathien der Neuenburger, es kommt zu einem herzlichen Verhältnis zwischen Bevölkerung und Besatzungstruppen. Auf seiner Inspektionsreise durch das Fürstentum informiert sich Lentulus in den verschiedenen Gemeinden über die Klagen und Wünsche der Bevölkerung. Nein, man möge ihn nicht avisieren, keine Umstände machen: Heu und Stroh, ein Stück Brot und ein Glas Wein — mehr brauche es nicht. — Mit den Abgeordneten arbeitete er einen Vergleichsentwurf aus, und in einem Friedensvertrag wurden die Ungesetzlichkeit gewisser königlicher Massnahmen zugegeben und die konstitutionellen Rechte und Freiheiten der Neuenburger bestätigt.

(Schluß folgt.)

Der Wald und sein Holz.

Als vor zehn Tagen der I. Schweiz. Kongress zur Förderung der Holzverwertung in Bern zusammentrat und die Presse unter rühriger Belieferung mit Publikationsmaterial auf die Wichtigkeit der Tagung hinwies, konnte manch einem stillen Naturfreund vor den Auswüchsen eines neuaufladernden Verwertungswahns seitens der Industrie angst werden. Das Wort „Verwertung“ hat nun einmal den unangenehmen Beigeschmack erhalten, der das gesteigerte Streben nach Nutznutzung, Ausbeute, Mechanisierung, Zivilisationsexzessen aller Art andeutet. Überall, wo etwas verwertet wird, geht ein Raub oder eine Umwandlung bisher liebgewordener Güter vor sich. Die Auswertung der mineral- und kohlehaltigen Gesteinslagen zersprengt den ursprünglich mächtig ruhenden Berg, die Ausbeute an Wasserkraft zerreißt mit Staudämmen die edle Linie der Täler und Flüsse, die Technisierung fordert den Fabrikschlot, den Gaskessel, den Schienenstrang als entstellende Beigaben der Landschaft.

Schon während der ersten interessanten Vorträge der Tagung schwand jedoch die Befürchtung, es sei mit dem Ausbau der Holzverwertung ein Abbau zuvor anerkannter Werte verbunden: Der Schweizer Wald soll nicht nur in seinen gesamten Ausmaßen bestehen bleiben, er soll sogar mit vermehrter Sorgfältigkeit gepflegt, geweitet und veredelt werden. Neben der Wasserkraft, dem weissen Gold der Gebirge, stellt er der Schweiz einziges reichhaltiges und nicht ausgeschöpftes Rohmaterial dar. Wie das Wasser, so ist das Holz das einzige dem Lande von der Natur geschenkte Gut und eine Quelle, die sich selbst erneuert.



Wer kennt wohl noch diese alte Mühle mit dem gedeckten Brunnen?

So ist die Bedingung gegeben, daß sich sowohl die nüchternen Wirtschaftler als auch die begeisterungsfähigsten Bewohner von Stadt und Land für eine Förderung der